



Vierunddreißigster Jahrgang.

22.

Donnerstag, am 30. Mai 1850.

Die Rosen.

Die Liebe als Sphinx.
Freundlich blickt die fremde Gestalt Dich an,
und ihr schönes Angesicht lächelt. Aber
verstehst Du sie nicht — so erhebt sie die
Lagen.
Jean Paul.

An einem schönen heitern Septembertage stand der Premierlieutenant v. Voß auf dem Glacis der Festung Olaz. Mild und freundlich schien die Sonne auf die herrlichen Umgebungen, die von dem hohen Standpunkte aus dem Auge sichtbar waren; es war klar und hell, kein Höhenrauch zog einen Schleier um das Glager Gebirge. Versunken in diesen Anblick stand an dem äußersten Posten der wachhabende junge Offizier. Auch in seiner Seele war es hell, mit freudigem Blick sah er in die nächste Zukunft, die ihm die Charge des Hauptmanns bringen sollte. Da er die nächste Hoffnung hatte, diese erledigte Vacanz im Bataillon als ältester Premierlieutenant einzunehmen und dann am Ziel seiner Wünsche zu sein und seine geliebte Elfriede, die Tochter des Obristen v. Rolley, als seine Gemahlin bald in seiner Häuslichkeit zu sehen. In diesen glückli-

chen Fernbildern vertieft, hatte er nicht das Heraufsteigen zur Festung seines intimen Freundes Leo v. Reidhart wahrgenommen, nur als der Lieutenant sagte: „Nun lieber Voß, Du stehst ja hier so an der äußersten Grenze des Berges, als wolltest Du von diesem Glacis aus einen Feind beobachten, der sich in unser freundliches Städtchen schleichen wollte — und da vielleicht unsere Hoffnungen durchkreuzen“, erblickte er ihn. „Lieber Leo, mein Geist war so wenig mit einem äußern Feind beschäftigt, als jetzt in diesem Moment. — Du weißt, mein Reidhart, daß ich alle Tage mein Patent als Hauptmann erwarten kann — ich schwelgte in dem Borgeuß dieses Augenblickes — ich malte mit liebender Phantasie an dem Gemälde meines häuslichen Lebens und sah meine theure Elfriede geistig mit mir den Segen der Kirche empfangen und dann als die liebende Frau meines Herzens um mich walten. Da wirst Du mir wohl glauben, daß meine Seele an keinen Feind dachte.“

„So wäre Dir also, mein lieber Voß, der Feind Deines Glückes entgangen?“

„Wie soll ich diese Worte deuten?“ sprach der Angeredete, während eine ahnungsvolle Blässe sein männliches Gesicht überflog.

„Es thut mir innig leid, daß ich Dir heute, alter Freund, Deine lieblichen Bilder durch meine eigenen Worte vernichten muß. Doch Du hast das Gebäude Deiner Hoffnung, lieber Böß, auf Fortuna gebaut und dabei nicht bedacht, daß es eine Dame ist, deren Gunst man nie gewiß besitzt. Doch wozu diese Umschweife? — Du bist ein Mann, der dem Geschick mit eiserner Stirn begegnen wird, höre mit kurzen Worten. Ich war beim Obristen, als die Drdonnanz den Hauptmann v. Schlang meldete, wir sahen uns beide an, und als die Thüre aufging, und ein schön gewachsener junger Mann in der Uniform unseres Regiments eintrat, sich mit der größten Feinheit als den neuen Hauptmann des 2ten Bataillons nannte, und sein Patent dem Obristen übergab, mochten wir beide etwas bestürzt ausgesehen haben. Es war von dem Commandeur unseres Armeecorps dem Prinzen W. ausgestellt. An der momentanen Stille konnte der Hauptmann erkennen, wie sein Eintreten in diese Stelle angenehm sei, der Obrist sagte hierauf einige Worte, und der Schlang benahm sich wie ein Mann von Welt — ich aber mein Freund, übernahm es, Dir diese Hiobspost zu überbringen.

Ernst blickte der Lieutenant v. Böß in die Höhe, frug dann seinen Freund: „Ist der Hauptmann jung? Woher kommt er?“

„Er scheint mir ein tiefer Zwanziger zu sein, er mag sich in den höhern Sirkeln viel bewegt haben, dieses erkennt man an seinem affablen Wesen. Er ist von Königsberg aus hierher versetzt worden.“

„Du hast recht, lieber Reidhart, daß es thöricht war, auf Fortuna zu bauen. Es war thöricht von mir, zu glauben,“ fuhr er bitter werdend fort, „daß, nachdem ich die endlose Zeit als Second- und Premierlieutenant in Friedenszeit durchlebt habe, nun an ein Ziel gelangen konnte — da wird von hoher Hand ein Einschub gethan und wir Offiziere sind um das Avancement gebracht. —

„Doch lieber Leo, willst Du Dich mir verbinden, so suche es zu bewerkstelligen, daß unsere Kameraden nicht ein Wort mit mir darüber sprechen — es ist vorbei und nun verlaß mich

mein Freund. Der Mann findet sich zuerst allein — auch naht die Stunde, wo die Gefangenen ihre Zellen verlassen, und so leb' wohl!“ — Der Lieutenant drückte ihm bewegt die Hand und verließ das Glacis.

Eine Weile stand er da, sah dem davon eilenden Freunde nach, schlug die Arme über die unruhig schlagende Brust und blickte finster auf die ihm vor einem kleinen Zeitraum so reizend erscheinende Gegend; noch war keine Stunde verflossen, seit er so schön geträumt hatte — und nur die rauhe Wirklichkeit umgab ihn. Die Natur war noch so zauberisch wie früher, nur er war ein anderer geworden. Da durchdrangen die Worte seiner theuren Mutter seinen Geist: — „In dem Kummer des Lebens richte man nie den Blick nach Glücklichen — trägt man ein reines Herz in seiner Brust, daß man sich sagen kann, ohne Dein Verschulden umgibt Dich diese Nacht — und man wende sein Auge zu denjenigen, denen kein Stern der Hoffnung leuchtet, und die doch auch das Leben ertragen müssen.“ Ja, meine gute Mutter, fuhr er in Gedanken fort, es gibt Unglücklichere als mich, dem Mann ziemt nicht zu klagen, sondern zu handeln.“ —

Da trat der Feldwebel zu ihm, berichtete, daß die Stunde nahe, wo die Gefangenen in das Freie gelassen würden, und der Lieutenant verließ das Glacis, und eilte in das Innere der Festung.

Den andern Tag stand die reizende Elfriede an dem Fenster der Commandantur. Sie wußte, von der Straße mußte ihr geliebter Eugen kommen — sie sah und sah — endlich erblickte sie ihn, und ein freundliches Lächeln zeigte dem jungen Manne, daß die vernichtete Hoffnung seines Avancements doch keinen Nachtheil seiner Liebe bereitet hatte. Schnell sprang er die Treppen hinan, und in dem Vorsaale eilte ihm sein Mädchen entgegen, die er bewegt in seine Arme schloß, und mit ihr in das Gemach zurück ging.

„Meine Elfriede, mein geliebtes, theures Mädchen! So zürnen Sie nicht dem harten Geschicke, das uns von der nahen Vereinigung so grausam wieder auf das ungewisse Meer der Zukunft hinweist? Sie lassen mich in dem freund-

Ich wehmüthigen Lächeln die Ermuthigung finden, daß die Liebe Ihres schönen Herzens geduldig der Stunde harret, die unserer Vereinigung schlagen wird!“ —

„Mein theurer Freund, wie könnte ich der Vaterhand zürnen, die mich auf dunkeln Wegen führt? Mir bleiben doch Sie, mein geliebter Eugen, als treuer Gefährte zur Seite — ich gehe ja nicht einsam diesen Pfad — wir theilen eine Hoffnung, einen Schmerz — und darum beug' ich still mein Haupt dem Willen des höchsten Weltgeistes — wir sind ja eins des andern fest, gewiß.“ —

Bei diesen Worten trat der Obrist v. Rolley in das Zimmer, begrüßte den Lieutenant und sprach: „Da finde ich das Pärchen ja beisammen — es thut mir leid, mein lieber Voss, daß es so gekommen ist — doch wer kann es ändern? Wer weiß, was uns die Zukunft birgt? — Ihr könnt schon beide noch warten, — verliert nur nicht die Hoffnung, ist sie auch oft trügerisch mit ihrem Farbenspiel — so verkürzt sie uns aber oft durch ihre angenehme Imagination die rauhe Wirklichkeit. Doch lieber Voss, Sie sind heute Mittag mein Gast, ich wünsche, daß Sie zuerst in meiner Behausung mit dem Hauptmann Schlang sich begegnen, damit die gewöhnliche Menge über diese nahe Berührung kein Urtheil fällen kann. — Sie sind zu sehr Mann von Welt, als daß, wie bei kleinsten Seelen, ich eine persönliche Abneigung gegen den Hauptmann Schlang befürchten darf. Also à revoir“, und der Obrist begab sich in sein Arbeitszimmer. Nachdem das Pärchen noch ein wenig Unterhaltung gepflogen, trennten auch sie sich, um die Toiletten für das Diner zu arrangiren.

Der Hauptmann von Schlang hatte in höchst angenehmen Verhältnissen in Königsberg gelebt. Aus einem angesehenen Hause entsprossen, war ihm der Zutritt zu der haut volée geöffnet; seine angenehme Persönlichkeit, das Affable seines Wesens hatte ihm das Herz der Prinzessin Sophie gewonnen.

In dem innigsten Gefühl der Liebe an einander geknüpft, dachten sie nicht an die Klust

des Standes, die seine Rechte nie vergibt, doch nur zu bald sollten sie daran erinnert werden.

Als die Oberhofmeisterin v. Brese inne ward, daß Prinzess Sophie eine Liaison mit dem Lieutenant v. Schlang angeknüpft, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als dem Oheim der Prinzess, der Vaterstelle an der Elternlosen vertrat, diese Advantage zu melden, und Prinz W. handelte als Mann von Erfahrung.

Der Lieutenant wurde zu dem Prinzen gerufen, der ihm in den gnädigsten Worten versicherte, wie man längst schon auf ihm besondere Rücksicht genommen, und es ihn freue, ihm heut das Patent als Hauptmann auf der Festung Glatz überreichen zu können.

Der Lieutenant sah den Prinzen erstaunt an, und wußte nicht, wie er die Freundlichkeit des hohen Herrn als Oheim seiner angebeteten Dame nehmen solle, da fügte der Prinz ernst die Worte hinzu: „Sie mögen aber, Herr Hauptmann, Ihren Abgang auf morgen festsetzen, und darnach ihr Arrangement gründen. Ich wünsche von Herzen glückliche Reise und Sie sind somit vom Hofe entlassen.“ —

Der aus seinem Himmel Gerissene konnte nichts thun, als seine Equipage zum Abgang ordnen. Als er ausging, um sich bei seinem Oberst zu empfehlen, rollte der Reisewagen der Prinzess aus dem Portal des prinzlichen Gebäudes, und ein wehmüthiger Gruß war der letzte Strahl seines Jugendtraumes. Sein Abgang wurde von seinen Kameraden hoch bedauert; sie hatten alle den jungen lebhaften Mann geliebt, er war ja stets der Fröhlichste unter den Frohen gewesen und sie hatten so manche Avantüre mit ihm durchlebt! —

Sie wünschten von Herzen ihm für den verschwundenen Stern seines Traumes, dessen Pracht und Stand ihm unerreichbar blieb, Ersatz in dem freundlichen Schlesien.

Die Reise sprach dem Hauptmann wohlthuend an. Als er dem Ziel seiner Reise sich näherte, und die Festung seinem Blick in der Höhe sich zeigte, und er in die freundliche Stadt einfuhr, kam ein angenehmes Gefühl in seine Brust, und eine Stimme seines Inneren sagte ihm: — Hier findest Du, was Dein Herz wünscht. —

Der Obrist v. Molley hatte ihm sehr angesprochen; der alte Herr repräsentirte das Bild eines schönen alten Soldaten, und selbst die augenblickliche Ueberraschung bei der Uebergabe seines Patents hatten dem Obristen gut gekleidet, da es auch in dem alten Krieger den Mann des Gefühls erkennen ließ.

Er kleidete sich mit Sorgfalt an, und begab sich dann zu dem Obristen, wo er dem Hauptmann Palm, Lieutenant v. Boß, v. Reidhart, nebst mehreren Kameraden vorgestellt wurde. Von Damen hatte er bloß die Ehre der Gemahlin und Tochter des Obristen genannt zu werden und seiner Hochachtung versichern zu können.

Er wurde bald gewahr, daß Fräulein Elfriede und Herr von Boß Verlobte waren, und da ihm bald bekannt wurde, daß derselbe ohne seinen Eintritt in das Regiment seine jetzt eingenommene Charge erhalten hätte, so fühlte er sich als Mann von Ehre durchdrungen, um die Freundschaft des Herrn v. Boß sich zu bewerben.

Als das Dessert herumgegeben wurde, nahm er mit seiner anmuthigen Heiterkeit das Glas Champagner in die Höhe und hob an: „Meine Herren, weit von diesem Gebirgsthal zu Haus, könnte ich mich in meiner neuen Heimath doch nicht wohl fühlen, nicht heiter in Ihrer Nähe, wenn Sie mir nicht die Freundeshand willig nach meinem freundlichen Gesuch reichten. Wohl ist mir bekannt, daß man Eingeschobene nicht gern mit freundlichem Auge ansieht — aber, meine Herren, ich kann Ihnen auf meine Ehre versichern,“ fuhr er lachend fort, „es geschah dies ohne mein Wissen; meine Herren, ich trinke auf ehrliche freundliche Kameradschaft.“ Und alle erwiederten die herzlichen Worte.

Der Hauptmann v. Schlang hatte bald durch sein humanes Wesen sich die Liebe Aller erworben; seine Heiterkeit, sein offener Geldbeutel gewannen ihm die Liebe seiner Kameraden. So fühlte er sich in seinem Stand und dessen Sphäre wohl. Anders war es, wenn er allein zu Hause war, da erkannte man nicht den heitern Gesellschafter, sondern den ächten Hypochondrist.

So war ihm heut wunderbar zu Muthe. Es war Ball — er hatte versprochen, auf

demselben zu erscheinen — und doch fühlte er auch nicht die mindeste Lust dazu. Wer hätte in dem blaffen jungen Manne den lebensfrohen Hauptmann erkannt? Seine große schöne Gestalt war in einen weiten Schlafrock gehüllt, so ruhte er auf seinem Divan, träumend sich der Vergangenheit hingebend, bei lebhaften Reminiscenzen umgab ihn in dichten Wolken der Rauch, der von der Havannah-Cigarre herausströmte. Seine schönen braunen Augen waren wohl auf ein Ziel gerichtet und konnten kein Herz gewinnen, denn sie starrten ohne Leben auf einen Fleck. Sein blaßes Gesicht leuchtete in der Nonchalance seiner Kleidung nur etwas vor und ließ eine schnell verlebte Jugend ahnen — der sarkastische Zug um seinen Mund — wie Bitterkeit ihm nicht fremd sei! —

Emil v. Schlang hatte früh den Verlust seines Vaters zu betrauern gehabt, eine liebende Mutter, welche durch ihre alles aufopfernde Liebe die Stelle des Vaters dem geliebten einzigen Sohne zu ersetzen wünschte, erfüllte alle und jede Wünsche des Knaben und Jünglings.

Welch trauriges Ende hätte diese blinde Mutterliebe nehmen können, wenn des Jünglings edleres Selbst ihn nicht gerettet hätte.

Ein Freund von ihm, Herrmann v. Brün, der mit ihm den Becher des Lebens und seine Freuden gekostet hatte, der die Verirrungen des Jünglings getheilt, und den Rausch der Jugend im vollen Lauf mit dem Freunde durchheilt hatte, brachte und hauchte auch die Erinnerung daran, wie in diesem Augenblicke eine leichte Röthe auf seine blaffen Wangen, er war — und dies war sein Stolz — nicht untergegangen auf dem wilden entfesselten Meere der Jugend, er und Brün hatten im rechten Augenblicke sich ermannt und die Achtung vor sich selbst sich gerettet.

Sein Freund hatte ihm versprochen, bald eine Nachricht zu senden, und schon war er einige Wochen hier, und er hatte noch kein Avis erhalten.

Der Gedanke, warum dies noch nicht erfolgt sei, vertiefte ihn, in Träumereien überhörte er daher ein mehrfaches Anklopfen, so wie er

auch nicht wahrgenommen, daß es mittlerweile finster geworden war.

Er fuhr in die Höhe, als er die Thür sich öffnen und den Hauptmann v. Palm vernahm, der in jovialem Tone sagte: „Aber, lieber Schlang, was denken Sie denn eigentlich? Ist es erlaubt, an einem Ballabend wie heut bis um 7 Uhr im Finstern zu sitzen und nicht an die Toilette zu denken? Meine Frau — beiläufig gesagt, die aus ihrer Wohnstube gesehen hat, daß Sie kein Licht haben, und sich fürchtet, ihren Galopp tänzer einzubüßen, — bat mich, zu sehen, was Sie denn eigentlich machen, und ob Sie nicht auf dem Ball erscheinen wollen?“

„Lieber Palm, für diese Erinnerung bin ich Ihnen sehr verbunden, aber aufrichtig gesagt, ich hatte den Ball rein vergessen.“

„Mein guter Schlang, welche Worte für einen jungen Hauptmann, der noch nicht zu Hymens Fahnen geschworen hat, der noch nicht die Bedeutung eines Balles in finanzieller Hinsicht kennt, der nicht weiß, wie mir armen Ehemann zu Muthe ist, der da die Gelder zu Roben, Bortchen, Mantillen, Blumen u. s. w. besorgen muß, er mag es hernehmen, woher er will. — Lieber Freund, Ihr habt da ein arges Hochverrätherwort ausgesprochen; wenn ich dies mittheilte, ist es um die Gunst der Dame für Euch auf ewig geschehen! —

„Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Freund, wenn ich Ihnen frei bekenne, ich würde mich hier wohler fühlen, als heut in der Humanität — die Damen gefallen mir einmal nicht — ich kann mich in den Ton dieser Stadt nicht finden. Rede ich mit des Direktors Tochter — so steht mich die vom Major Scheel an — lobe ich von der einen das schöne musikalische Talent, und es hört's eine von den Müttern, so sagt sie gleich zu einer andern: „meiner Tochter habe ich nicht die schönen Künste erlernen lassen, denn die beglücken doch keinen Mann, es scheint aber, der wahre Werth eines weiblichen Wesens wird nicht mehr erkannt.“ Sie können mir glauben, lieber Palm, mir wird bei dem kleinstädtischen Geiste manchmal recht bang zu Muthe.

„Und nun denken Sie sich heute meine Strafe — daß ich mit den Töchtern allein tanzen soll, wo ich so glücklich war, mich oft bei einem Diner, wozu ich eingeladen wurde, wie ein frisirter Mops zu langweilen, was doch in Wahrheit mehr als eine Frohnarbeit ist.“ —

„Aber, lieber Schlang, das kann nun nichts helfen,“ fuhr lachend der Hauptmann fort, „glauben Sie, daß man umsonst Sie eingeladen hat? Da kennen Sie die Damen unserer kleinen Städte noch nicht — Sie sind unverheirathet, tragen keinen Verlobungsring am Finger — gute Aussichten für die Combinationen der Mütter und Tanten — aber ehe ich noch ein Wort weiter spreche, machen Sie Licht, man sieht ja bei Ihnen nicht die Hand vor den Augen.“

„Ja wenn ich nur wüßte, wo mein Bursche ist, denn ich weiß auf Ehre nicht, wo der Gottfried das Feuerzeug hat;“ er machte die Thüre auf und rief: „Gottfried! Gottfried!“ aber kein Bursche hörte.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, das ist eine hübsche Wirthschaft bei Ihnen, das wäre mir ein schöner Bursche — den wollt ich bügeln — aber warten Sie, liebster Freund, ich muß Ihnen helfen, sonst kommen Sie mir nicht auf den Ball; ich habe mein Streichfeuerzeug bei mir, vielleicht finden wir mit dieser bengalischen Beleuchtung dann etwas Licht, so können wir uns doch wenigstens sehen.“

Wie gesagt so gethan, unter heiterm Lachen, dieser ächten Junggesellen-Wirthschaft, wurde eine Beleuchtung besorgt und nachdem der Hauptmann versprochen mit der Toilette zu eilen, sprach Herr v. Palm: „nun will ich Ihnen ein Wort des Trostes sagen — Sie werden heut ein paar junge Damen sehen, ich sage Ihnen Hauptmann“ hierbei küßte er sich die Fingerspitzen „la Beauté le Contrée. Sie werden staunen, daß wir solche Perlen von Damen besitzen.“

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“

„Dies alles auf dem Ball, die Tochter unseres Obrist, ist die Herzensfreundin — dies zum a vis; auf Wiedersehen in der langweiligen Humanität!“ —

Hierauf verließ ihn der heitere Palm, um seiner Gemahlin zu avertiren, daß sie nicht befürchten dürfe, durch Schlang einen Tanz pausiren zu müssen. Mit einem gewissen Wohlgefallen erblickte der Hauptmann, nach Beendigung seines Ballanzuges, sich in dem Trumeaux, er fand, daß er heute sehr blaß ausseh, und griff, er wußte selbst nicht wie dies kam, nach dem Kästchen des Rouge, schon hatte er so die seine Baumwolle eingetaucht, um das blasse Gesicht damit zu röthen, als er verächtlich das Kästchen wegsetzte und die Baumwolle fortwarf, „wie kam mir denn dies in den Sinn?“ frug er sich selbst, „will ich mit meinem verstorbenen Herzen denn gefallen? Nein! Nein! Die Zeiten sind vorüber, des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder — und darum fort mit allem Schein.“ — In der Humanität war bereits der erste Tanz beendet, als der Hauptmann von Schlang den Salon betrat — lag auch die erste Jugend hinter ihm, so war er doch eine von den Erscheinungen, deren Auftreten nicht unbemerkt bleibt. Lieutenant v. Boff begleitete ihn auf sein Ersuchen zu seiner Braut, die er um die Ehre des eben beginnenden Contre bat. Neben ihr saßen zwei jener lieblichen Erscheinungen, die aus einer bessern Welt herniedergestiegen schienen, um die Erde uns zu einem Himmel zu bereiten.

Auf seine unterthänige Bitte hatte er die Ehre vorgestellt zu werden, und hörte dabei die Namen Isabella Herrford, Tochter des Domainendirektor auf den gräflichen v. M. — Gütern und Rosa Lestock, Nichte und Pflgetochter des Genannten. —

So ein gewandter Weltmann auch Hauptmann Schlang war, hätte er doch bald seine Fassung nicht behaupten können, als Lieutenant Boff mit Fräulein Lestock ihm als vis à vis in der Tour gegenüber stand.

Lächelnd erinnerte ihm Fräulein Rolley, daß ihre Freundin die Soloparthie beendet hätte und nun die Tour an ihnen sei, er sah noch immer die liebliche Sylphide auf ihn zuschweben, in anmuthigen Bewegungen, das reizende Gesichtchen sich bewegen, und den schönen kleinen Fuß in Entrechats sich zeigen.

Er bat nach Beendigung des Tanzes seinen Obristen, ihn dem Direktor Herrford vorzustellen, der ihm mit Freundlichkeit entgegenkam und sich freute, einen Landsmann in ihm begrüßen zu können, da er vor längerer Zeit dort die schönsten Tage verlebt hatte.

Der Hauptmann tanzte nur die sogenannten Curengagements, dann hielt er sich zu dem Obristen und dem Direktor. Das Gefühl seines Herzens, was ihn durchfluthete, war ihm fremd. — Konnte sein Herz noch einmal schlagen? War dies Gefühl, was sein Herz bewegte, die Ahnung einer reinen Liebe?

Er hatte noch nie so wenig auf einem Ball mit Damen sich unterhalten, und den Freuden des Tanzes noch nie so wenig gehuldigt als heute — und doch war er glücklich; er hatte ja dem Direktor versprechen müssen, ihn bald zu besuchen. Welche Versicherung er sich auch vornahm, bald zu erfüllen.

Seit langer Zeit zum ersten Mal floh ihn der Schlaf auf seinem Lager, er mochte sinnen wie er wollte, immer trat die wüßt durchlebte Jugend vor seine Augen — gleich einer düstern Gestalt — und neben ihr die blühende Rosa. Was hätte Schlang dafür gegeben, wenn seine Jugend und ihre durchschwelgten Freuden ihm keine Reue bereitet hätte! — Ein düsterer October-Morgen und die durchwachten wenigen Stunden der Nachtruhe waren nicht dazu geeignet ihm einen bon jour Tag zu bereiten. Schmerzlich lächelnd erblickte er sein bleiches Bild im Trumeaux — wie hatte er einst in Jugendkraft geblüht. Da hatte er gewähnt das Leben sei kurz — und jetzt empfand er die Folgen. Doch hatte er die Freuden auch schnell genossen — er war ja sich keiner That bewußt, die seiner Ehre nachtheilig sein könnte: denn er hatte ja Alles dem Freunde dringend empfohlen zu vergüten, was ihm bei seiner schnellen Abreise unmöglich war selbst zu thun, und jetzt seine Brust oft mit Reue durchzog. Daher ging er mit frohem Muth auf die Parade, und dann mit dem Lieutenant v. Meidhart auf die Festung, um dort mit dem die Jour habenden Lieutenant die Patrouillen zu leiten.

Entzückt stand er hoch oben auf dem Glacis, und blickte umher auf das herrliche vor ihm sich entfaltende Panorama des Gebirges.

Der Herbst hatte schon die Bäume beinahe all' entlaubt, nur die Birke mit ihrem weißen Stamm barg noch einzelne grüne Blätter unter den goldgelben Wipfeln — die Fichten und Tannen mit ihrem immer grünen Gewande täuschten das Auge mit dem Nahen des Winters — auf dem Felde war Alles noch fleißig, die Kühe weideten auf den fernen Höhen, als wenn der Frühling nahte, und nur wenn der Zugwind mit dem abgefallenen Laube rauschte und die Blätter von den Bäumen herniederfielen, die dürrn Nester ihre Zweige leer zeigten, dann sah man, daß die Natur zu ihrem langen Schlaf sich vorbereitete.

„Es ist doch ein eigener Anblick, lieber Reidhard,“ hob der Hauptmann an, „das Bild eines schönen Herbsttages. Es versetzt mich immer in eine wehmüthige Stimmung, den Gedanken des ewigen Schlafes erweckt in mir der scheidende Herbst. —“

„Die Bäume haben alle diesen Sommer durch ihre Pracht das Auge entzückt. Wird auch für sie noch eine Sonne scheinen? Oder werden sie in dem Frost des Winters eingehen? — Wird ihr inneres Mark vernichtet werden durch die Wetter, denen sie entgegengehen? Wird der Sturm, der Frost ihre Wipfel nicht beugen, und die Keime eines neuen Lebens nicht erstarren machen, daß keine Sonne sie aus ihrem Todesschlaf erwecken kann?“

„Sie haben Recht, Herr Hauptmann, doch um auf Ihr Gleichniß einzugehen, sehen Sie diese herrliche Buche — nicht weit von diesem Glacis, es ist von uns allen Kameraden immer eine große Freude gewesen, wenn die keimenden Knospen uns bald ihren Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen verkündeten; den Gefangenen in ihren hohen Zellen war es ein Zeichen, daß der Frühling nahte und mit ihm die Erholung in der freien Luft.“

„So mag sie mancher Generation eine Freude gewesen sein, und ihre hohen Wipfel dem einsamen Gefangenen Trost bereitet haben. Würde

sie auch im Laufe des Winters durch die Härte des Frostes leiden, ihre Kräfte vertrocknen, ihre Keime ersticken, so war ihr Dasein doch nicht vergebens, denn sie hat manches Auge erfreut, und wird ihr Platz auch geräumt, gewiß geht Niemand an dieser Stelle vorüber, ohne zu sagen, hier stand sie! —“

„Sollten wir den Schlaf bedauern? Nein, Herr v. Schlang, gewiß nicht; in mir erweckt der Herbst ein frohes Bild. — Ist auch der Frühling trübe — verwehen schnell, durch kalte Nachtfroste, die Blüthen des Lebens — läßt die drückende Hitze des Sommers unsere Aussaat nicht emporkommen, zerschmettert ein Hagelwetter unsere ganzen Hoffnungen, und wir gehen dem Herbst entgegen, dann sind wir mit seinen Blumen zufrieden, die unvermuthet der Herbst auf seinen ersterbenden Fluren erblühen läßt. Sie sind uns doppelt theuer, ihr Duft erquickt das matte von den Lebensstürmen gebrochene Herz, wir pflegen sie mit großer Liebe und gehen getrost dem Winter entgegen, der nach den Gesetzen der Natur, und von der ordnenden Hand des höchsten Weltengeistes uns zu dem ewigen Schlaf bereitet, nach dem ein besseres Jenseits uns erwartet. Die Blume ist uns ein Pfand, daß nach der dunklen Grabes-Nacht für uns, die hier auf Erden Geprüften, ein schöner Frühling harret!“

Die Stimme war während den letzten Worten des Lieutnants ungewöhnlich weich geworden, sein Auge blickte feucht in des Himmels Höhen, als sah' sein Blick den ewigen Frühling, dessen Ahnungen in seiner Brust aufstiegen. — Es trat eine feierliche Pause ein, kein Luftzug störte diesen Moment, Beide blickten von verschiedenen Gefühlen bewegt in das Thal hinunter, das zu ihren Füßen lag. Der Hauptmann stützte sich auf seinen Degen und lehnte sich an die Brüstung des Gemäuers, und der Lieutnant sah von dem Gemäuer hinaus und stützte den Kopf mit der einen Hand, während er die andere in seiner Uniform barg.

Da vernahmen sie von den Rasematten ein schönes Vorspiel der Harfe, und bald sang eine liebliche Stimme das Lied: „Und ob die Wolke sich verhüllt“ u. s. w.

Der Hauptmann wollte die Frage an den Lieutenant richten, wer die Sängerin sei, die hier in der düstern Zelle den Laut ihrer Stimme ertönen ließ, da wurde er mit Schrecken gewahr, daß Marmorblasse das Gesicht des Herrn v. Reidhart überzogen hatte, und sein Auge wild umher blickte.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust; er strich sich die Haare von der Stirn zurück, als könne ihm so leichter um den Kopf werden, er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm den Laut. — Mit inniger Theilnahme ergriff der Hauptmann seine Hand und sprach: Lassen Sie uns, lieber Freund, von dem Glacis weg gehen, es zieht so schrecklich hier auf dieser Höhe.“ —

„Ja, Herr Hauptmann, Sie haben Recht,“ sprach er bitter, „es zieht mich auf diese Höhe mit magischer Gewalt — dort jene Kasematte birgt alles Glück für mich auf ewig. — Fragen Sie mich nicht wie in jenen Mauern mein Glück geborgen sein könnte, da dort bloß die Schuld und Verbrecher ihre moralische Strafe empfangen. Aber auch die Unschuld wohnt dort, um einem strafbaren Vater die Gefangenschaft zu erleichtern, und ich muß fort, die Stunde naht, wo die Gefangenen in der freien Luft sich bewegen können und die hier zu sehen, an die ich mit tausend Banden der Liebe geknüpft bin, da ich zu schwach dies zu ertragen.“

Ach, nur zu leicht läst sich der Mensch bestechen
 Zu trau'n auf das was Blick und Werke sprechen.
 Von Thaten, und von Thaten nur allein
 Soll er die Wahrheit lernen nicht vom Schein.
 Byron.

Auf dem Schloß zu R. . . . f saßen die lieblichen Mädchen den Tag nach dem Ball, Isabella Herrfort und Rosa Lestock beim Frühstück und unterhielten sich über den verfloffenen Ball; ihnen gegenüber saß der Direktor mit seinem Bruder, dem Kammerrath Herrfort, und spielten eine Parthie Schach. Die Mädchen flüsterten leis die Unterhaltung über die Glager Herren. Isabella hatte eben die Frage an die Cousine gerichtet, wie ihr der Hauptmann Schlang gefalle und Rosa ihr geantwortet, „sein Benehmen wäre fein, er selbst doch ein zu bleicher Tänzer

und dann hat er beinah in der Masurka gar nicht mit mir gesprochen, bloß mit dem Dheim, ich weiß nicht, warum er sich uns erst hat vorstellen lassen? — Meine liebe Rosa, Du bist wohl empfindlich darüber, daß er nicht der schönen Rosa des Thales gehuldigt hat?“

„Isabella, ich bitte Dich, verschone mich mit diesen saden Worten des albernen Forstmeisters, wenn Du mich nicht bös machen willst.“

„Nennt er Dich nicht so? Schwur er nicht neulich mit Pathos, diese himmlische Rosa in sein Eden pflanzen zu wollen?“

„Meinethalben kann er schwören so viel er will, aber wenn er mich als diese Rose bezeichnet, thut mir es leid — nein, da würde ich doch lieber selbst den Hauptmann Schlang bitten, diesen bleichen Ritter, mich zu seiner Gattin zu erwählen, obwohl er mich sehr beleidigt hat, als diesem Schatten von einem Mann zum Altar folgen.“

„Cousinchen, nimm Dich in Acht, daß der bleiche Ritter, wie Du ihn nennst, Dich, die liebliche Rosa, nicht in sein Herz schreibt, Du scheinst auf dem besten Wege zu sein, ihn in das Deine aufnehmen zu wollen!“

„Warum nicht gar, Isabella,“ unterbrach schmollend die liebliche Rosa die Cousine, während eine verrätherische Röthe sie überflog.

„Aber sagt mir, Mädchen, um Gotteswillen, werde ich denn heute nicht meine Tasse Kaffee bekommen, das ist ein Gerede von dem und jenem Herrn, daß ihr darüber Eure Funktionen ganz verget — welche von Euch hat denn die Jour?“ „Ich, lieber Dheim,“ sprach verwirrt die schmollende Rosa, „sei nicht bös, aber Isabella hat mit ihrem Geplauder mich ganz meine Pflicht vergessen lassen.“ Und als das reizende Mädchen dem gutmüthigen Dheim die Tasse gefüllt hatte und bei ihm vorbeigehen wollte, hielt er sie mit seinem Arm fest und sprach; „was gebt Ihr mir, meine Mädchen, wenn ich Euch mittheile, daß ich, Euch zu gefallen, wieder eine Einladung zu einem Ball angenommen habe, und das in weiter Ferne, aber,“ setzte er lachend hinzu, „ich muß doch als guter Gärtner meine beiden schönen Rosen in ihrer Bluthenpracht bewundern lassen!“

„Lieber Onkel,“ bat schmeichelnd die Nichte, während sie ihm einen herzlichen Kuß gab, „nicht die Erinnerung an den fatalen Forstmeister. Isabella, komm und bitte hübsch mit mir, daß auch Onkel Kammerrath mit fährt,“ und sie umarmte beide Herren innig; „nicht wahr, mein guter Oheim, Du fährst auch mit,“ und sie streichelte den alten Herrn und küßte ihn so lange, bis er versprach, mitzufahren.

„Aber Vater, wo ist denn der Ball?“ frug die heitere Isabella.

„In Frankenstein; ich bin zu der Feier des Geburtsfestes unsers Königs eingeladen, und da der 15. October auf den Sonntag trifft, so ordnet schnell den Ballstaat, aber laßt es an nichts fehlen, denn es wird ein großer Ball sein, aus Strehlen, Münsterberg, Heinrichen und Camenz wird die Elite eingeladen, so daß es wirklich großartig sein kann. Rosa, hast Du noch Geld? Du weißt, Du hast bei mir offene Kasse.“

„Ich danke Dir, Onkelchen, was würde wohl mein Vormund sagen, wenn ich so viel verbrauchte, obwohl seine Güte und Liebe mir nie zürnet!“

„Doch noch eins, meine Töchter, thut mir nur den Gefallen, und macht Euch die schmalen Flechten um die Stirn heute weg; es werden uns einige Herren die Visite machen und es ist wirklich ein schrecklicher Anblick, diese Flechten um eure hübschen Gesichter. Der Wellenscheitel wird schon so halten.“

„Aber, Onkelchen, er hält Dir wirklich nicht den ganzen Tag.“

„Nun dann streicht ihn herum, es entstellt zu sehr. Wißt Ihr, was der Obrist Bullow neulich zur Elfriede sagte, als sie auch mit diesen Flechten kam, sie käme ihm vor, wie seine Fanny, der sein Jean auch die langen Mähnen, ehe er sie putzte, flechte.“

„Nein, Onkelchen, das ist abscheulich.“

„Vater, das ist sehr häßlich, uns mit Pferden zu vergleichen,“ und Beide verließen schnell das Zimmer. Der Direktor sah lachend den Mädchen nach, und versicherte seinem Bruder, nun könne er hoffen, daß die Mädchen weder mit Böp'en noch Papilloten zum Frühstück mehr kommen würden.

„Wie, willst Du aber wirklich so weit zu den Ball mit den Mädchen? Ich kann es nicht billigen; meiner Ansicht nach,“ hob der Kammerrath an, „wenn unverheirathete Töchter so auf allen Bällen von den Eltern herumgeführt werden, kommt es mir wie eine Art öffentlicher Markt vor, wo auch alle Arten Waaren präsentirt werden.“

„Aber lieber Bruder, was sollten wir denn mit unsern Töchtern anfangen, würden sie nie gesehen werden, so verblühten sie ungekannt; nein, lieber Bruder, Mädchen müssen auch in die Welt, sie müssen die Männer kennen lernen, um der Wahl des Herzens nicht unbedacht zu folgen. Das Mädchen, was wenig aus ihrer Häuslichkeit kommt, unterscheidet selten das Leonsche Gold vom ächten, sie wird leicht des Verführers Beute. — Und, wenn ein Mann ein Mädchen einmal liebt, ihr Vermögen ihm ihren Besitz wünschenswerth macht, so wird er, und dies müssen wir zu unserer Schande bekennen, gewiß die Maske annehmen, die ihn zum Ziele führen kann, wie dann, Herr Bruder?“

„Nun so wird er, verdankt er der Liebe und dem Vermögen seiner Frau eine angenehme Stellung, und hat er den Becher des Lebens bis auf die Hefen geleert, den Werth der Frau doppelt erkennen.“ —

„Und wenn er nicht ein edler Mann ist, und er die schöne Larve von seinem Gesicht abzieht und nach den kurzen Flitterwochen die junge Gattin sieht, daß sie ihr Herz und ihre Achtung unwürdig vergeben hat, wie dann?“

„Dann bleibt ihr nichts übrig, als mit aller Kraft der Seele sich seine Achtung zu erhalten und die große Aufgabe des schwachen Geschlechts oder vielmehr des starken, zu lösen, den Mann, wenn noch ein Funken von Gefühl in seinem Innern herrscht, zu sich empor zu heben, denn in der Gattin Hand da liegt der Schlüssel unsers Lebens, sie können unser Engel, aber auch der Böse uns sein.“ —

„Doch, mein Bruder, dies wolle der Höchste verhüten, daß meine Töchter eine falsche Wahl treffen, wir beide wachen ja als treue Hüter über sie.“

„Läßt die größte Vorsicht alles Uebel abwenden? — wir können dies wohl am besten beurtheilen, Bruder!“ —

„Du hast Recht, so wollen wir Alles dem überlassen, der in der Stunde unsrer Geburt das Loos unsers Geschickes bestimmt hat, denn was da kommen soll, dem entgehen wir nicht!“

Nur noch ein Tag fehlte zu Sonntag um nach Frankenstein zu dem Ball zu fahren, und die jungen Damen saßen an dem schönen Herbsttage in ihrem Lieblingsboskett, das schon seines Schmuckes beraubt war, die Sonne schien wärmend auf die entblätterten Zweige und ließ die herbstlichen Blumen, die auf ihren Tischen lagen, in schöner Pracht erscheinen.

Rosa und Isabella wanden einen Kranz von Asten, den sie um das Gitter, was die Ueberreste der geliebten Mutter Isabellens barg, schlingen wollten. Eine tiefe Wehmuth hatte die Herzen der beiden Mädchen ergriffen — doch der Schmerz hatte verschiedene Quellen. Isabella konnte wenigstens das Grab der theuern Mutter besuchen, und Rosa, die arme Tochter! ihre Mutter, die treueste Freundin, lebte und war doch mehr als todt! Die treue Tochter konnte der Thränen sich nicht enthalten, wenn sie daran dachte, und in dieser Stimmung hob sie an, während Thräne auf Thräne dem schönen Auge entquollen: „Isabella, Du bist doch viel glücklicher als ich! Du hast Deiner guten Mutter das treue liebende Mutterauge zum langen Schlummer schließen können, wenn auch das Herz Dir dabei brechen wollte, so hast Du doch diese Deine kindliche Pflicht erfüllen können, und kannst das Grab Deiner theuren Mutter durch Deine Besuche heiligen. Ein liebender Vater stand Dir zur Seite in Deinem Schmerz, umgab Dich mit seiner Liebe als Du allein Dich wähestest. — An meiner Wiege wachte nicht Vater- und Mutterliebe — allein war ich schon als hilfloses Kind auf das Mitleiden anderer angewiesen. O, Isabella! Du kennst nicht was es heißt, wenn Mutterliebe des Kindes erste Schritte nicht leitet. Ich hatte noch nicht die Kraft zu beurtheilen, wenn ich als Kind einen Schmerz empfand und man nicht liebend meine Klagen anhörte, warum dies war; o, ich ent-

sinne mich ganz gut, wie ich in einem Winkel stand und weinte, wenn die Geheimrätthin Lesnäh in Königsberg mit ihren Kindern scherzte und lachte. Ach, das hat schon damals mir unendlich weh gethan. Nur wenn mein Vormund, der Freund meines verstorbenen Vaters, die Geheimrätthin besuchte, und er des Kindes Sorgen anhörte, seiner Spiele sich erfreute, da wurde ich auch von der Geheimrätthin einer Aufmerksamkeit gewürdigt. Ich wuchs heran, es nahte die Zeit meiner Confirmation, wo ich aufgenommen werden sollte in die Zahl der Christen, um mein Taufbündniß zu erneuern.

„Einige Zeit vorher mußte der Prinz, mein Vormund, eine Reise für sein Haus antreten, er kam den Abend vor seiner Abreise zu mir, brachte schönen Schmuck für den festlichen Tag mir zum Angebinde und als ich weinend in seine Arme, an sein Herz mich barg, da frug er theilnehmend was mir fehle und ob ich mich nicht glücklich in diesem Hause fühle. Da ergoß sich mein Herz, ich klagte, wie fremd ich in dieser Familie sei, da mir keine Liebe gezeigt werde.

„Armes Kind, sprach der Prinz, ich wähte Dich nicht der Liebe verlustig, und Du hast die schönste Zeit Deines Lebens, Deiner Kindheit vertrauert — ich bin Dir Ersatz dafür schuldig — auf meiner Reise werde ich einen Umweg nicht scheuen. Noch leben die Brüder Deiner Mutter — ein unglückliches Verhältniß, das Dir später klar werden wird, hat sie von ihnen entfernt. Ich werde hin, Dir dort eine Aufnahme sichern, denn das Unglück versöhnt ja Alles. Sie werden gerne mein Nöschchen aufnehmen, des bin ich überzeugt und darum, mein Kind, nähre die Hoffnung, bald bei liebenden Verwandten zu sein, so werden diese Wochen Dir auch vergehen.

„Er schloß mich gerührt in seine Arme, küßte mich herzlich auf die Stirn und wünschte mir des Himmels Segen zu der kirchlichen Feier.

„Es ergriff mich tief bei der Einsegnung in der Kirche, als meine Freundin all von ihren liebenden Eltern bei dem Verlassen des Altars umarmt wurden — und nur mich allein keine liebenden Arme umfingen. Ach, meine Freun-

din, die Thränen einer Waise sind sehr herb — denn keine liebende Hand trocknet sie.

„Mit frohem Herzen verließ ich meine Vaterstadt, als Dein edler Vater kam, um mich, an Dein Herz, meine Isabella, zu legen, auf daß ich nicht mehr allein stand in dieser Welt! —

„Seit dieser Zeit weiß ich, was liebende Verwandte heißen, und nur als an meinem 17. Geburtstag mir mein geliebter Oheim, Dein guter Vater, mittheilte, daß meine arme Mutter noch lebe, in Folge aber des Todes meines Vaters, der sie unendlich geliebt habe — das Licht ihres Geistes erloschen sei und sie im stillen Wahnsinn ihre Tage in einer Irrenanstalt verlebe, empfand ich, daß es Wunden gibt, die keine Zeit heilt, und die ewig bluten. Es gibt Schmerzen, Cousine, die den Nerv des Lebens tödtlich verletzen. Der Vater todt' die Mutter lebend, doch physisch todt! dies ist doch schrecklich! Denn sieht sie auch das Kind ihres Herzens, ihre Arme werden sich nicht öffnen, es zu empfangen, ihre Augen es nicht erkennen. Und wenn ich mir dies Alles so bedenke, dann ist es mir, wie ein Traum, daß ich des Lebens mich erfreuen kann, da es mir bei dem Eintritt in dasselbe Alles raubte.“

„Arme Rosa, wohl ist es wahr, Du hast des Lebens dunkle Tage früh durchlebt — darum hoffe, daß der Himmel sich Dir nie mehr verdunkeln wird. — Was da gewesen ist, kehrt nach den Gesetzen der ewigen Ordnung nie mehr wieder — es werden der Blumen der Freude gewiß noch viele blühen!“

„Sind meine Töchter in dem Garten?“ hörten die Mädchen den Direktor fragen, die Leute die in demselben beschäftigt waren.

„Lieber Vater, wir sind hier,“ mit diesen Worten trat Isabella aus dem Boskett dem Direktor entgegen, der ihr mit dem Hauptmann v. Schlang, Herrn v. Reidhart und Onkel Kammerrath entgegen kam.

Verwirrt erhob Rosa die weinenden Augen von dem gewundenen Kranze, um die Eintretenden zu begrüßen. Die Herren sahen sich erstaunt an, ob der verweinten Augen der Damen. Der Direktor erkannte in den bald vol-

lendetem Kranze die Ursache, und sprach: „Die jungen Damen lieben das Sentimentale, sie haben hier einen Kranz um das Monument meiner verstorbenen Gattin gewunden — und dazu gehören Thränen.“

„Wir wollen die Mädchen sich fassen lassen, meine Herren, ist es Ihnen vielleicht gefällig, vorher meine herrlichen Merinoschafe zu sehen, und dann meine junge Schonung hinter den Parkanlagen?“

Mit Artigkeit gingen sie in diesen Vorschlag ein, der den beiden schönen Mädchen Zeit gewährte, in eine andere Geistesstimmung sich zu versetzen.

Den Hauptmann v. Schlang hatte die fröhliche schöne Rosa Vestock bezaubert. Die wehmüthig Blickende gewann sein ganzes Herz, und als sie nach einer kurzen Abwesenheit in den Salon traten, fanden sie die Mädchen mit dem Zubereiten des Tisches vor.

Es wurde eine allgemeine Conversation gehalten, wo des Hauptmanns gebildeter Geist überall hervorleuchtete. Der Direktor sprach beiläufig, daß seine Nichte Rosa erst vor 2 Jahren Königsberg verlassen habe. Dies war dem Herrn v. Schlang ein weites Feld zur Unterhaltung, und als der Direktor dem Hauptmann eine Parthie P'homber offerirte, so lehnte er es ab, mit dem Vorgeben, seine schöne Landsmännin erheitern zu müssen.

Erröthend hörte Rosa diese Worte, und als die Herren am Spieltisch saßen, schlug Isabella vor, so lange die Sonne noch leuchtete, in den Park sich zu begeben.

Gewandt ging der Hauptmann darauf ein, man verfügte sich darauf in den Garten, von da in den Park, und unwillkürlich lenkten die Damen zu dem Grabmahl des Direktor Herrford ihre Schritte hin.

Es war ein schöner freier Platz inmitten des grünen Rasens, der in seinem frischen grünenden Anblick nicht ahnen ließ, daß bald ein weißes Tuch ihn bergen werde, erhob sich ein einfacher Grabeshügel, der von einem eisernen Gitter eingeschlossen war. Eine ausgegangene Fackel lehnte an dem Kreuz von weißem Marmor, das mit Epheu umrankt war. Die treue

Tochter öffnete das Gitter, um an das Grab der geliebten Todten zu treten, und Rosa blieb außerhalb des Gitters stehen, unbewußt an den Gitterstäben sich haltend.

Der Hauptmann v. Schlantz ließ sie nicht aus den Augen und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Da sah er, wie schmerzlich ihre Lippen zuckten, eine Leichenblässe ihr Gesicht überflog, die Hände von dem Gitter sich lösten, und er hielt sie leblos in seinen Armen.

Auf seinen Angstruf kam Isabella ihm zu Hilfe, doch keine Mühe konnte die Bewußtlose zu sich bringen; der Hauptmann nahm sie in seine Arme und ging von der angsterfüllten Cousine begleitet dem Schlosse zu. Ein großer Schreck bemächtigte sich der Spieler, als der Hauptmann und Isabella mit der noch immer bewußtlosen Rosa hereintrat. Sie wurde auf ihr Zimmer gebracht, und der Direktor mit seiner Tochter gab sich die größte Mühe, um die Ohnmächtige zu erwecken, während die andern Herren ängstlich in dem Salon des Resultates harrten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstliebhaber.

Die Biographen der niederländischen Maler beklagen sich oft genug darüber, daß ihre Helden, eben diese Maler, ihnen so selten Gelegenheit geben zu solchen romantischen, lieblichen und anziehenden Darstellungen, wie man sie in dem Leben solcher begeisterter Musensohne zu finden erwarten sollte. Einige von ihnen haben sich entsetzlich halblustig und gewinnsüchtig gezeigt, und andere wieder, und zwar wohl die meisten, außerordentlich verschwenderisch, unordentlich und unsittlich; und während man denken sollte, daß solcher inspirirter Menschen Leben sich wie das Leben der Vögel in einem lustigen, reinen und ätherischen Elemente wie ihre Gedanken und Anschauungen bewegen sollte, findet man statt dessen oft, daß es sich in dem Tabaksqualme, dem Bierdunste und der Gemeinheit der Kneipen und Schenken, in der Gesellschaft der

Trunkenbolde und Sünder bewegt. Der eine zankt und prügelt sich sein ganzes Leben lang mit seiner Frau, der andere trinkt mit seinen Zechbrüdern bis an den Rand des Grabes. Christus sagt, man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen. Darnach sollte man schließen, daß man auch keine Perle in dem Schmutze zu suchen habe. Und doch scheint dies Letztere so oft der Fall zu sein.

Es ist Schade, daß die Biographen sich so wenig mit der Erforschung und Beschreibung der Lebensläufe und Charaktere der Kunstliebhaber und Gemäldefammler abgegeben haben; denn auch hierin steckt ein gut Theil Kunstgeschichte verborgen. Nur die Künstler nimmt man als der Doffentlichkeit preisgegeben an, und es scheint fast, als wenn die Kunstliebhaber und Sammler, die doch ebenfalls viel Einfluß auf die Kunst üben, die sich aber gewöhnlich in ein sehr tiefes Geheimniß stillen Privatlebens zurückziehen, gar nicht dazu gehörten. — Allerdings kann man zweifeln, daß ihre Biographien so wichtig für Geschichte wären, wie die der Maler; eigenthümlich, kurios und interessant aber wären sie ganz gewiß.

Man führte mich in der belgischen Stadt... zu einem eigenthümlichen Subjekte von Kunstliebhaber, zu einem „Liebhaber,“ wie die Flamingen sagen, zu Wynheer K. Dieser Wynheer K. war ein Mann in mittleren Jahren, der eine höchst werthvolle Sammlung von niederländischen Gemälden besaß. Er sprach, obwohl aus gebildetem Stande und obwohl sehr reich, sehr erwünschter Weise für mich kein Wort französisch. Ich lernte daher von ihm manche einheimische Ausdrücke für die in Flandern einheimischen Kunstgegenstände kennen, Ausdrücke, die für mein deutsches Ohr allerdings manchmal sehr ins Platte fielen, die mir aber doch zum Theil lehrreich waren. So z. B. nannte er, wenn wir zu einem Thierstücke kamen, dieses nicht anders, als „een Schildery van Beesten“ (Schilderei von . . .), Vogelstücke „Schilderien van Pluimdieren“ (Schildereien von Federthieren), ein Stück mit Küchengeräthe von Teniers „Keukengeriev.“ „Un paysage“ heißt im Flämischen „een Landschapschildery.“ — Wenn

man an italienische oder französische oder auch nur an deutsche Kunstausdrücke gewöhnt ist, so wollen diese niederländischen Termini dem Ohr gar nicht gefallen.

Mein „Liebhaber,“ der mir alle seine Gemälde selber zeigte und zu dem ich nur durch besondere Gunst gekommen war, denn wie man mir sagte, erlaubte er nie, daß ein Fremder seine Gemälde beschaute, außer wenn er Zeit und Lust hatte, ihn selber herumzuführen, — dieser mein „Liebhaber,“ sage ich, der, eifersüchtig wie die Wächter des goldnen Vlieses, mit Argusaugen seine Schätze bewachte, präsentirte sich mir in einem tief häuslichen Negligée, in einem steifen geblümten Schlafrocke, mit einer weißen Nachtmütze auf dem Kopfe und seine Füße in dicke Pantoffeln versteckt, auf denen er zwischen den Gemälden, mir das eine oder andere herunterholend, schlüpfend herumtrippelte.

„In diesem Kostüme, mit diesem Schlafrocke, mit dieser Nachtmütze, in diesen Pantoffeln,“ so flüsterte mir Jemand ins Ohr, „schleicht unser Mann den ganzen Tag zwischen seinen Schätzen herum. In der freien Natur und außerhalb seines Hauses sieht man ihn selten, fast gar nicht. Er kennt nur das Stück Welt, welches seine Maler ihm hier auf den Wänden dargestellt haben. Die ganze übrige Welt beachtet er kaum, verachtet sie auch wohl. Er bringt sein Leben damit hin, diesen Schoreel zu Zeiten abzustäuben, jenen Heemskerk, der dort am Fenster hängt, hervorzunehmen und ihn an's Licht zu halten und an Sonn- und Feiertagen stundenlang anzustaunen, jenen Rubens dann und wann vornehmlich mit einem Schwamme zu übergehen, um das „Lüster“ seiner Farben und seines Firnisses zu erhöhen, — oder in dem Gedanken zu schwelgen, daß diese Susanna, die er für sein rarstes Bild hält, und die er selbst auf 36,000 Gulden geschätzt hat, sein Eigenthum sei.“

Mynheer X. sprach sehr wenig, sah sehr streng und ernst drein und würdigte uns überhaupt nur sehr selten einer kargen Bemerkung oder Auseinandersetzung. Wo er nur irgend konnte, beantwortete er unsere Fragen mit einem bloßen Kopfnicken oder Kopfschütteln. — Unsere Bewunderungsausäußerungen über seine „Beste-

schilderien,“ „Purtretten“ (Portraits), „Fruitstukken“ (Fruchstücke) und „Pluimdieren“ nahm er ohne ein schmeichelhaftes Lächeln mit ganz unveränderter Miene auf, als einen sich von selbst verstehenden Tribut, der seinen Gemälden oder vielmehr eigentlich ihm selber gebühre.

Gewöhnlich hielt er uns die Bilder ganz ohne alle Bemerkung vor die Augen, höchstens gab er bei jedem zwei Worte von sich, die den Gegenstand bezeichneten, z. B.: „Dat is unser lieven Herren Himmelveert van Rubens,“ — „een Buitenhuis*“) van Wynants,“ — „een Stormwedder**“) van Hobboma.“

Als ich bei einem anderen Gemälde fragte, ob das nicht von Jean de Mabuse sei, mußte ich eine sehr dumme Frage gethan haben, denn sein Gesicht wurde ganz finster. „Ach was Jean de Mabuse, mein Kind!“ sagte er und näherte sich auf seinen Pantoffeln dem offenen Fenster und spie hinaus in den Hof, wie wohl manche Menschen nach einem heftigen Schreck auszuspeien pflegen, — kam dann zurück und fuhr fort: „Ach was! Jean de Mabuse, mein Kind! Er denkt nicht daran. Nicht einen Pinselstrich hat Jean de Mabuse an diesem Gemälde gemacht.“ — Dann hängt er das Gemälde wieder stillschweigend und ohne Weiteres an die Wand, ich aber erfuhr nichts mehr davon.

„Und das nennt man einen „Lubhaber,“ so dachte ich bei mir, „und macht denn die Liebe nicht sanftmüthig und mild, macht sie unser Herz nicht weich, das Auge nicht freundlich, die Zunge nicht beredt?“ — Wenn ich meinen mürrischen, gestrengen, einflüßigen, habeseligem alten Herrn ansah, so hätte ich mir statt eines Kunstliebhabers eben so gut einen harten Sklavenbesitzer in ihm denken können. — Alle seine schönen Susannen und Heilande und Heilige kamen mir in seinen kleinen, engen Zimmern wie Gefangene vor; manche standen in diesen Zimmern, die zum Theil bloße Bodenlöcher waren, schon seit Hunderten von Jahren; denn Mynheer X. sagte mir, daß einige „Meesterstukke un Schilderien von Rubens und Schötel,“ die er mir bezeichnete, schon seit seines Urgroßvaters Zeiten in seiner Familie gewesen wären. Dies war die längste Mitthei-

lung, die er wir während der Zeit unseres Zusammenseins machte.

Es ereignete sich während dieses meines Besuchs auch noch Folgendes. Mein Wirth hatte mir einen trefflich gemalten alten Bettler von Dow gezeigt. Der Mann war in Lumpen gehüllt, hatte graues Haar, ein sehr würdiges Ansehn und trug Hasenfelle zum Verkauf. Während wir dieses Gemälde besahen, war gerade ein solcher Alter, mit Lumpen bekleidet, mit weißem Haar und ebenfalls Hasenfelle verkaufend, ins Haus getreten, und da nun zufälliger Weise eine Thür der Zimmer, durch die wir gingen, offen geblieben war, so kam es, daß dieser lebendige Alte, der das leibhaftige Modell zu dem Gemälde von Dow zu sein schien, in's Zimmer eintrat und mit bescheidener und mitleidswürdiger Miene anfragte, ob die Herren nicht Hasenfelle kaufen wollten.

Uns fiel die Aehnlichkeit mit dem Bilde sogleich auf, und wir hätten, wenn wir hier ein Recht gehabt hätten, den Alten gern willkommen heißen. Unserem Wirth und „Liebhaber“ aber schien es völlig zu entgehen, daß zwischen dem gemalten und dem wirklichen Bettler ein Rapport bestehe. Von jenem hatte er uns erklärt, er sei ihm so lieb, daß er ihn nicht für 3000 Gulden hergeben würde. Ueber diesen aber ereiferte er sich in hohem Grade, fuhr ihn hart darüber an, daß er es gewagt habe, in sein Haus zu dringen, stieß einige Verwünschungen aus über die Frechheit der Bettler und ließ den alten Mann ohne einen Sou von dannen ziehen. Ich muß gestehen, daß, noch ehe er die Thür zuschlug, auch ich diese Gelegenheit wahrnahm, mich meinem Kunstgönner zu empfehlen und in Begleitung meines armen alten Hasenfellverkäufers die Straße weiter zu ziehen, und dann bei mir im Stillen meine Gedanken folgenden Lauf nahmen: „Gewiß“, so dachte ich mir, „ist Mynheer X. . . nun wieder in seine Galerie gegangen, um seinen gemalten Bettler von Dow abzustäuben und mit seinem Schwamme zu übergehen. Wunderbar, daß dieser Mann die Kunst in so hohem Grade schätzen kann und das Leben, dessen Abbild sie ist, auf so barsche Weise von sich stößt. War-

um nur liebt er seinen Dow'schen Bettler so sehr? Ohne Zweifel doch weil das Rührende und Mitleidswürdige, welches Armuth, Hilfsbedürftigkeit und Alter uns darbieten, so treu und wahr, so herzergreifend darauf wiedergegeben und dargestellt sind.

Wie kann nun dieser Liebhaber dies Alles im Gemälde so lebhaft fühlen, daß er seine Leinwand nicht für 3000 Gulden hergeben will, und wie kommt es, daß er zugleich für die Auffassung dieser selben Dinge in der Wirklichkeit so abgestumpft, so ganz unempfänglich zu sein scheint, daß er dem armen lebenden Nothleidenden nicht einmal einen Sou gab? Geht denn auf diese Weise nicht der wahre Effekt, den wir von der Kunst erwarten, völlig für ihn verloren? Ist denn die Kunst nur um ihrer selbst willen da? Soll sie nicht eben vorzugsweise die Brücke bauen helfen zwischen unserem Herzen und dem Leben? — Soll sie nicht vorzugsweise unsere Gefühle erwecken, veredeln und verfeinern? — und gehen nicht auf diese Weise gerade oft bei denen, welche sich ihre „Liebhaber“ nennen, ihr Hauptnugen und ihre besten Lehren verloren?

„Wie gesagt,“ dachte ich, „es ist doch schade, daß man die Charakteristiken und Lebensbeschreibungen der Kunstkennner, der Künstlermächene und der Bildersammler nicht eben so geschrieben hat, wie die der Künstler selbst. Es wäre darin ein reicher Stoff von Betrachtungen und nützlichen Fakten zu finden, und man könnte dabei manche gute Lehre in ein recht helles Licht setzen, besonders in den Niederlanden, wo es so viele eingefleischte Kunstliebhaber gibt, wo die Privatsammlungen so zahlreich und so voll schöner Gemälde sind.“

J. G. Kohl.

General v. Willisen.

Auf den in Nr. 20 dieses Blattes aus der „Rostocker Zeitung“ mitgetheilten Aufsatz über den vorgenannten General der schleswig-holsteinischen Armee ist nachstehende Erklärung erfolgt,

die wir gleichfalls mitzutheilen uns verpflichtet fühlen:

„Was zunächst die Wirksamkeit des Generals in Posen im Frühjahr 1848 betrifft, so ist darüber in seiner Schrift: „Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Posen“ so viel Licht verbreitet, als irgend erforderlich ist, um zu zeigen, daß er weder der Betrogene noch der Betrüger war, sondern daß hier, wie in vielen anderen Begebenheiten der Geschichte, Haß und Leidenschaft auf beiden Seiten der Vernunft und Besonnenheit nicht gestatteten, das durchzuführen, was sie erstrebte. Der General von Willisen ward, ehe er die ihm angetragene nationale Reorganisation Posens zu Ende führen konnte, zurückgerufen, weil sich inzwischen die Ansichten der preussischen Regierung geändert hatten. Daß aber seine Thätigkeit in Posen mit Anerkennung und Auszeichnung in Berlin belohnt sei, ist durchaus unwahr; vielmehr ward er von da an auf jede Weise zurückgesetzt und mit der gehässigsten Leidenschaftlichkeit von denjenigen verleumdete, welche ihn für nichts Geringeres als für einen Landesverräter ausschrieten, weil sie es ihm nicht verzeihen konnten, daß er gegen die Polen gerecht zu sein wünschte. Er ward beim Avancement übergangen, und als er darauf seinen Abschied fordern wollte, ward als eine Art Beschwichtigung eine sogenannte Sendung nach Italien und Ungarn erfunden, über deren Bedeutung der General selbst sich schwerlich je getäuscht hat und die eher alles Andere als eine Auszeichnung gewesen ist.

Betrachten wir nun die Thätigkeit des Generals in Oestreich und Italien, so erzählt uns der erwähnte Artikel der „Rostocker Zeitung“, der General sei bei den Schlachten von Custozza und Novara und bei der Belagerung von Wien gewesen und will uns glauben machen, daß sein „militärisch-diplomatisches“ Talent zu den Erfolgen der österreichischen Waffen mitgeholfen habe. Von allen diesen Dingen ist schon deshalb nichts wahr, weil der General weder bei der Schlacht von Custozza, noch bei der von Novara, noch bei der Belagerung von Wien gewesen ist. Zur Zeit der Schlacht von Custozza war er noch in

Berlin, zur Zeit der Belagerung von Wien war er in Mailand und schrieb ein Buch über den Feldzug von 1848, und zur Zeit der Schlacht von Novara war er schon wieder in Berlin und saß in der ersten Kammer. Bei Custozza war kein preussischer Offizier. Der General Willisen aber, welcher zufällig zwei Tage vor der Schlacht von Novara in's österreichische Hauptquartier kam, war nicht unser General, sondern sein Bruder, derselbe, welcher früher Adjutant des Königs war und noch ist und allerdings in intimen Verhältnissen war und vielleicht noch sein mag, obschon auch er seit den November-Ereignissen fern gehalten wird. Unser General war weder das Eine noch das Andere. An den ungarischen Begebenheiten nahm der General keinen anderen Antheil, als daß er im August und September 1848 die Führer beider Parteien in Pesth und Croatien kennen lernte.

In dem in Nr. 35 dieses Blattes aufgenommenen Artikel wird der General aufgefordert, sich über seine Thätigkeit in den drei Situationen, welche die Geschichte von Völkern, den Gang der Revolution von 1848 bestimmten, auszusprechen. Wir müssen in dieser Veranlassung darauf aufmerksam machen, daß der General sich über seine Thätigkeit in Posen ausführlich ausgesprochen hat; über seine Thätigkeit in den italienischen und österreichischen Begebenheiten aber wird er sich nicht aussprechen können, weil er in denselben gar nicht thätig gewesen ist. Sie sehen, wie mißlich es ist, über Dinge zu sprechen, deren äußeren Zusammenhang man nicht einmal kennt.

Lassen Sie mich noch einige Worte hinzufügen über das Verhältniß des Generals zu Schleswig-Holstein und über seinen Eintritt in die Dienste unseres Landes. So viel kann mit der größten Bestimmtheit behauptet werden, daß er diesen Schritt ohne Vorwissen der preussischen Regierung gethan hat. Die Drohung des „Staats-Anzeigers mit einer gerichtlichen Verfolgung war deshalb keine Maske; sie war ernsthaft gemeint, aber man hat sich bald in Berlin eines Besseren besonnen, weil man wohl einsah, daß den General kein Vorwurf treffen

könne und daß er im Grunde durch die Uebernahme des Kommandos der schleswig-holsteinischen Armee im wohlverstandenen Interesse Preußens handelte; denn durch diesen Schritt allein ist Preußen aus der völlig schiefen Situation herausgekommen, in welcher es in Folge der geheimen Artikel des Waffenstillstandes zu Dänemark und zu Schleswig-Holstein stand.

Hätte General Willisen seine Absicht vorher laut werden lassen, so wäre Preußen, den geheimen Artikeln gegenüber, genöthigt gewesen, seine Einwilligung zu versagen. Der Eintritt des Generals in die Dienste unseres Landes war also nicht eine plumpe Intrigue der Diplomatie, vielmehr ist die Diplomatie selbst dadurch überrascht worden.

Henriette.

Erstes Debüt der Sonntag. Vor ungefähr 20 Jahren hatte der Director des Prager Theater Hr. Liebig, die Oper: „Fanchon, das Leiermädchen“ einstudiren lassen, und der damals so berühmten Sängerin, Mad. Grünbaum, die Titelrolle in derselben zuge-theilt. Schon den Tag vor der Vorstellung waren alle Theaterbillets vergriffen. Ein volles Haus war sicher, denn Mad. Grünbaum war der Liebling des Publikums. Alles war gespannt sie zu hören. Da wird dieselbe am Tage der Vorstellung plötzlich krank. Der Director ist in Verzweiflung — was bleibt ihm übrig, als das bereits eingenommene Geld zurückzugeben. Da rath ihm sein Regisseur, der geniale Schikaneder: Lassen Sie doch die „Fettel“ die Parthie singen, sie hat sie einstudirt und besitzt eine recht niedliche Stimme. Der Director sträubt sich Anfangs. Eine Sängerin, wie die Grünbaum durch eine Anfängerin remplacirt — was wird das Publikum dazu sagen. Endlich willigt er doch ein, denn es handelt sich um eine brillante Einnahme und „Fettel“ singt die schwierige Parthie mit beifälliger Aufnahme von Seiten des Publikums. — Am andern Tage las man in öffentlichen Blättern: Dem. Henriette Sonntag hat gestern Abend als „Fanchon“ auf das Ehrenvollste debütirt.

Emil Devrient hat unter großer Theilnahme des Publikums ein ziemlich umfangreiches Gastspiel in Hamburg abgehalten. Er ist jetzt der einzige deutsche Schauspieler, dessen Gastrollen noch durchgängig für die Bühnendirectionen lohnend sind. Trotz der vorgerückten Jahre — Devrient muß den Fünzigjährigen sehr nahe sein — hat der Künstler sich eine wunderbare Kraft und Jugendfrische in der ganzen äußern Erscheinung und im Organe zu erhalten gewußt. Nur die Innerlichkeit ist älter, d. h. kälter,

nüchterner, berechnender geworden. Seine Kunstschöpfungen, die ihn auch jetzt noch unbezweifelt als den ersten Liebhaber Deutschlands gelten lassen, tragen immer noch jene hohen Vorzüge, die ihm diese Stellung schon seit langer Zeit gesichert und die durch seine zahlreichen Gastspiele in allen Theilen Deutschlands allbekannt sind, aber sie sind nicht mehr von innerem Feuer durchwärmt, sie können nicht mehr als Resultat lebenswarmer Phantasie, sondern müssen als herausgerechnete Produkte des Verstandes gelten. Auch scheint dem Künstler selbst dieser Mangel nicht unbekannt zu sein, da sich zugleich ein unkünstlerisches Effecthaschen kundgibt, das auf die Absicht des Darstellers hindeutet, durch dieses äußere Mittel jene innere Leere zu verdecken. Dabei fällt uns der mehr als alberne Ausspruch irgend einer Zeitung ein, der vor Kurzem sich dahin vernehmen ließ: Emil Devrient sei ein Talent, Hendrichs ein Genie. Der gute Hendrichs — ein Genie!!! Er wird selbst gelächelt haben trotz seines höchst ansehnlichen Selbstbewußtseins, als ihm diese ebenso dumme als plumpe Lobhudelei zu Gesicht gekommen. Der mit äußeren Mitteln reichbegabte Hendrichs wird gewiß vollkommen zufriedengestellt sein, wenn ihm Talent und — Verstand zuerkannt wird. Von Genie weiß die arme Seele nichts. Das ist eine seltene Gottesgabe, die wir allerdings auch selbst Emil Devrient nicht zugestehen dürfen. Ein Genie war Ludwig Devrient.

Die Dresdner „Fides“ Frl. Michaleff in Hamburg. Ein dortiges Blatt schreibt folgendes: Frl. Michaleff, die von dem ersten Erscheinen ihrer unter Löpfer's dramaturgischer Leitung studirten Norma auf der Hamburger Bühne an bis zu ihrer unter Meyerbeer's Berathung in Dresden gestalteten

Fides in musikalischer wie dramatischer Beziehung die ehrenwertheften Proben von Fleiß und künstlerischem Vorschreiten gegeben, mußte als Fides mit um so größerer Spannung erwartet werden, je größer einerseits unsere mit Recht gefeierte Johanna Wagner in dieser Parthie sich gezeigt, je mehr andererseits gerade hier von dem directen Einflusse des Componisten erwartet werden konnte und je höher das in dieser Beziehung für die Künstlerin erlangte Resultat von öffentlichen Mittheilungen angegeben war. Wenn die unter diesen Umständen gehegten Erwartungen allerdings nicht durchaus sich erfüllten, so lag dies in musikalischer Beziehung hauptsächlich an der nur zu merklichen Ermüdung und Abnahme der Stimmittel, die schon beim Weggange der Künstlerin von Hamburg in Folge zu großer Anstrengung und nicht entsprechender Behandlung des Organs bedauerliche Einbuße erlitten hatten, jetzt aber bei einer so umfänglichen Aufgabe wie die Fides, und für uns um so weniger zu überhören waren, je mehr wir auch durch Correctheit, Virtuosität und Geschmack des Vortrags der Vorgängerin in dieser Parthie verwöhnt sind. In dramatischer Beziehung und so viel die Auffassung und Durchführung des Charakters betrifft, war die Leistung des geschätzten Gastes bei Weitem gelungener und besonders die Hauptscene mit Johann im 4. Acte wurde in reicher Nuancirung der verschiedenartigen Seelenzustände und plastisch schön ausgeführt, wenn schon die ganze Darstellung der Rolle oft weniger ein nothwendiges Resultat reichbelebter Innerlichkeit, als etwas äußerlich Gemachtes schien. Die Haltung der Fides im ersten Acte, Graf Oberthal gegenüber, war mehr die einer koketten jungen Bäuerin als einer treuherzigen Matrone. Ausdrucksvoll und zart war der Vortrag des Segens (Act 2. Nr. 10) gehalten.

Ueber den Wiener Tenoristen Ander als „Propheten“ heißt es ebendasselbst: Zu nicht minderen Erwartungen berechnete Herrn Ander's Ruf. Wir können nicht sagen, daß sie getäuscht worden, obgleich für den heroischen Theil des Propheten des Künstlers physische Kräfte nicht völlig ausreichen. Herr Ander ist durchaus als lyrischer Tenor zu charakterisiren, von dem alle weichern, mehr elegischen Gesangsaufgaben eine vortreffliche Lösung zu erwarten haben, weshalb denn auch der Vortrag des Pastorale's im zweiten Acte den Glanzpunkt des musikalischen Theils ausmachte. Die Stimme erschien ziemlich frisch und umfangreich, von schönem Klange, obschon nicht immer frei von etwas Gaumenton, sonst aber trefflich geschult

und wohl besonders für italienische Musik geeignet. Das Aeußere des Sängers ist nicht unvortheilhaft, sein Spiel lebendig, ohne Uebertreibung. Die Charakterzeichnung des Propheten war richtig angelegt, die einzelnen malenden Züge in Text und Musik wohl erfaßt und, so weit die heterogenen Bestandtheile der Rolle dies gestatten, zu einem consequenten Ganzen vereinigt. Die Seelenkämpfe im zweiten, vierten und fünften Acte kamen zu einer bei weitem klarern Anschauung, als sie bei dem Propheten Ditt's möglich, dessen Kraft und Ausdauer der Stimme wir freilich hier in dem Ausdrucke des Herrschens und der Leidenschaften nicht wiederfanden. Dramatisch schön gestaltet waren besonders der Traum und reich nuancirt der Abschied von der Heimath im zweiten Act.

Der Berliner Fürstencongreß ist durch die maßlosen, echt deutschen Ueberschwenglichkeiten mancher Zeitungen zu einer wahren Lächerlichkeit geworden, und fordert die Satyre mit Gewalt heraus, sobald man ihn als die Handhabe von Deutschlands Glück und Zukunft bezeichnet. Wenn die deutschen Duodez-Souveräne, wie der Fürst Reuß, der Fürst Schaumburg und andere Potentaten sich um den König von Preußen versammelten, so thaten sie ganz wohl daran, ja sie würden am besten thun, ihre Scheinwürden ganz aufzugeben, allein das Alles hat für das übrige Deutschland kein Interesse; auch wird es kaum zur deutschen Einigung führen, daß z. B. die Fürstin von Waldeck nach Berlin ging, um mit dem König von Preußen zu berathen. So traurig die Bundestagsbestrebungen Oestreichs, so lächerlich das Kochen und Brauen Preußens mit den kleinen deutschen Fürsten! Ob Preußen dabei wohl im Ernste an allgemein deutsche Erfolge glaubt, oder hauptsächlich im Hintergrunde das specifische Preußenthum und dessen Verstärkung als Zweck und Ziel hat?

Excommunication des Dr. Smetana. Vor Kurzem wurde Dr. August Smetana, Priester des ritterlichen Ordens der Kreuzherren, von allen Kanzeln der Hauptstadt Prag herab in den Kirchenbann gethan, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen und den Seelsorgern der Diözese aufgegeben, darüber zu wachen, daß der Genannte weder die heiligen Sakramente austheile, noch sie empfangen. Der Klerus säumte somit nicht, sogleich von dem ausgedehnten Recht Gebrauch zu machen, das ihm vor wenigen Tagen ertheilt worden war. Der Erklärung des Bannes wurde eine kurze Lebensskizze des Dr. Smetana, so wie die Ge-

schichte seines Abfalles von der katholischen Kirche, und eines hartnäckigen Widerstrebens, seine theologischen Kenntnisse zu vervollständigen, und reuig in die Arme der Mutter zurückzukehren, vorausgeschickt. Der Bann selbst hatte, in der Art wenigstens wie er in der Kirche publizirt wurde, viel von seiner mittelalterlichen Form eingebüßt. Wir hörten keinen Fluch und keine Verwünschung. Man sah also doch ein, daß die grauenerregende Ceremonie für unsere Zeit unpassend sei, und gab eigentlich nur mehr eine bloße Anzeige, daß die geistliche Oberbehörde sich gezwungen gesehen habe, den Bann über Dr. Smetana auszusprechen. Schließlich wurden die Gläubigen aufgefordert, im Kampfe gegen die Versucher nicht zu wanken, und an dem endlichen Siege der Kirche nicht zu zweifeln. „Lasset die Wogen der Zeit vorüberrauschen, das Schifflein Petri strandet nicht, denn sein Mastbaum ist das Kreuz, das Jesus aufgerichtet, Gott selbst ist der Steuermann, und der heilige Geist richtet die Segel.“ — (!!!) So berichtet die deutsche Zeitung aus Böhmen.

Joseph Hume. Vor weit mehr als einem halben Jahrhundert lebte in Dorsetshire eine arme Wittwe, welche sich und ihren einzigen Sohn mühsam aber redlich von dem Ertrage eines kleinen Töpferstandes auf dem Markte ernährte. Es war eine Zeit, wo Gentlemen wilder lebten als heutzutage, und das Städtchen war an die tollen Streiche und derben Späße eines benachbarten Edelmannes gewöhnt, welcher kürzlich zur Bairswürde und einem ungeheuern Vermögen gelangt war. Man wunderte sich daher nicht eben sehr, als eines Abends der bescheidene Kram der armen Wittwe in übermüthiger Weinlaune umgeworfen und in tausend Stücke zerschmettert wurde. Der Frevler war Lord Panmure. Am nächsten Morgen machte die Wittwe Sr. Herrlichkeit ihre Aufwartung und die Schadenrechnung ward sehr bald zu beiderseitiger Zufriedenheit festgestellt. „Und nun, meine gute Frau,“ sagte der Zerstörer der Töpferwaare, „kann ich noch sonst etwas für Euch thun?“ Die Wittwe antwortete, sie habe einen Sohn, einen gescheuten kleinen Buben, dem sie eine bessere Erziehung geben möchte, als ihre Mittel es erlaubten. Lord Panmure versprach sogleich die erforderliche Hilfe und es war so gut wie sein Wort. Der kleine Joe wurde geholt; seine Intelligenz und Gescheutheit wurden bald anerkannt und er ward in eine ausgezeichnete öffentliche Schule geschickt. Dies war der Anfang einer langen Laufbahn voll Thätigkeit und Ehren. Der

kleine Bube, der Sohn der Wittwe, war — Joseph Hume.

Die Ausstattung der Prinzessin Charlotte. Berliner Blätter schreiben: Seit dem 16., Nachmittags, ist die Ausstellung des Troussseau's der Prinzessin Charlotte in den Nebenzimmern des SchweizerSaals im königl. Schlosse für das Publikum geöffnet, an das zum Besuch eine große Anzahl Einlaßkarten vertheilt worden ist. Der Eingang fand durch die große Doppelauffahrt im innern Hofe und den SchweizerSaal statt. Schon sehr zeitig hatte sich ein überaus zahlreiches Publikum, meist Damen, versammelt und harrete des Einlasses, der natürlich nur immer für eine Anzahl von etwa 20 Personen stattfinden konnte.

Die prachtvolle und gediegene Ausstattung der hohen Braut ist bis zu den Details der Toilette nach altem Herkommen des königlichen Hauses hier ausgelegt, indem selbe auf langen Tafeln und an den Wänden die beiden Seiten entlang reizend geordnet den Augen des Publikums sich darstellt. Rechts beginnt dieselbe mit den künstlichen Blumen, dem verschiedenartigsten Kopfsputz, den Hauskleidern und dem feinen Weißzeug der jungen Fürstin. In der Mitte dieser Tafel prangt der prachtvolle Schmuck, bestehend aus einem kostbaren Diadem von Brillanten, ein wahrhaft fürstliches Geschenk des Königs, und zahlreicher anderer Gegenstände des Schmucks, darunter ein kostbares Collier von großen Diamanten, Perlenschnüren u. s. w., die zum Theil ein Geschenk der fürstlichen Mutter der Verlobten sind. Am Ende der Tafel ist eine prachtvolle Galla-Robe, roth mit Silber gestickt, ausgebreitet. Zwei andere Gallaschlepproben begrenzen die entgegengesetzte Tafel, links von der Eingangsthür eine solche blau mit Silber, die am entgegengesetzten Ende weiß mit Silber gestickt, zu dem Brautkleide gehörend, das ebenfalls von schwerem weißen Seidenstoff auf das Reichste mit Arabesken und Blumen in Silber gestickt gleich daneben prangt. Die in gleicher Weise gestickten Handschuhe und das Taschentuch vollenden den fürstlichen Brautstaat. Die prachtvollen schweren Stickereien sind, wie wir hören, aus dem Atelier des königl. Hofstickers und akademischen Künstlers Herrn Röhrich hervorgegangen. Entlang der Fensterwand befinden sich die Staatskleider der Prinzessin ausgestellt, worunter namentlich ein Kleid von den prachtvollsten brüsseler Spitzen die Augen der Damen auf sich zieht. Auf der Tafel entlang sind die Hüte u. c. ausgestellt. In dem zweiten Zimmer befindet sich die kostbare Leib-

wäsche der Prinzessin, das Reisebett u. s. w. Rechts vom Eingang eine Anzahl kostbarer silberner Gefäße, links eine überaus prachtvolle Toilette mit Spiegel, ganz von Silber, ein Meisterwerk aus dem Atelier des königl. Hofjuweliers Herrn Humbert — gleichfalls ein königliches Geschenk — und ein höchst werthvolles und reichhaltiges silbernes Service, ein Geschenk des Vaters der Verlobten, des Prinzen Albrecht.

Die ganze Ausstattung macht den Eindruck des Prächtigen und Gediegenen zugleich.

Berliner Constablerunfug. Bekanntlich befinden sich am Eingange des königl. Opernhauses zu beiden Seiten Kasten, in denen der Theaterzettel täglich, und natürlich doch zu keinem andern Zweck ausgehängt wird, als daß das Publikum sich über die zu gebende Vorstellung unterrichte. In dieser, noch von Niemand bisher bestrittenen Voraussetzung blieb neulich auch ein hiesiger achtbarer Bürger — Morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr — vor einem jener Kasten stehen, um den ausgehängten Theaterzettel zu lesen. Kaum hat er damit begonnen, als ein Schutzmann an ihn herantritt und in nicht gerade mäßigem Tone fragt: „Haben Sie nu gelesen?“ — Der Bürger antwortete mit einem ruhigen „Nein“ und wollte weiter lesen, woran ihn der Beamte jedoch mit den Worten hinderte: „Hier soll Niemand lesen! machen Sie, daß Sie fortkommen!“ — Der Bürger äußerte in wenigen Worten sein Befremden mit der Bemerkung, daß er bisher hier täglich den Zettel ungehindert gelesen habe, ging dann aber, um sich nicht in Weitläufigkeiten mit dem Beamten einzulassen, ruhig weiter. Indessen verdrosß ihn doch die erfahrene Behandlung, für welche er keinen Grund auffinden konnte; nachdem er eine Strecke weiter gegangen, kehrte er um, sah sich im Vorbeigehen die Nummer des Schutzmanns an und notirte dieselbe, ohne dabei stehen zu bleiben, zum Zweck der Beschwerdeführung, in seiner Brieftasche. Dies wurde von einem sich in der Nähe befindenden Wachtmeister der Schutzmannschaft, — welcher die Worte des Polizei-Präsidenten: „Der Dienstleister kann da nur schädlich wirken, wo durch Nachsicht keine wichtigeren Pflichten verletzt werden würden,“ eben so wenig begriffen zu haben scheint, wie sein Untergebener — bemerkt, er ließ sofort den Ruf: „Halten Sie ihn!“ ertönen, welchem auch mit großer Pünktlichkeit Folge gegeben wurde. Der Herr Wachtmeister inquirirte nun auf freier Straße den Bürger dahin, daß er zu wissen verlangte, was derselbe schreibe (!),

worauf er die Antwort erhielt, daß Jener sich zwar nicht für verpflichtet halte, die verlangte Auskunft zu geben, daß er dies indeß dennoch thun wolle, und nun erklärte er, daß er sich die Nummer des Schutzmanns, der ihn noch beim Arme hielt, aufschreibe, um gehörigen Orts die Beschwerde über denselben anzubringen. — „Fort zur Wache!“ kommandirte darauf der Herr Wachtmeister, und ohne daß man ihm ferner ein Wort des Einspruchs gestattete, wurde der Bürger zur Wache nach der Georgenstraße transportirt, wobei der ihn arretirende Beamte sich erlaubte, den Arrestanten mit so ungehörigen Reden zu belästigen, daß dieser ihn ersuchen mußte, er möge doch ruhig mit ihm gehen. Augenzeugen des Vorfalls sich zu notiren, wurde dem Bürger nicht gestattet.

Preussische Militärrohheit. In der „Urwähler-Zeitung“ erzählt ein angesehenener Bürger Berlins, daß er vor einiger Zeit mit 4 Damen, Töchtern sehr achtbarer Bürger, von einem Besuch auf der Frankfurter Chaussee heimgegangen, und von 2 Füsiliern des Alexanderregiments, die sich im trunkenen Zustande befanden, verfolgt worden sei. Diese „herrlichen“ Kriegsmänner traten den Damen förmlich auf die Hacken und sangen dabei die gemeinsten Lieder, die sich nur andeuten, aber nicht wiederholen lassen. Singen die Damen auf die andere Seite des Dammes, so folgten sie ihnen, blieben sie stehen, um sie vorbei zu lassen, so machten sie auch Halt, und als sie endlich anfangen, handgreiflich zu werden, und der die Damen begleitende Bürger ihnen deshalb ernstlich entgegentrat, rief der Eine der Herrlichen wüthend: „Halt's Maul, verfluchtes Kammeel, wenn de wat willst, komm her, ick werde Dir Dein Maul schonst stoppen!“ Dabei wollte der Held den Säbel ziehen, woran ihn aber sein Kamerad noch verhinderte. Im Thore angelangt, ließ nun der Bürger die beiden brutalen Füsiliere zwar von Schutzmannern arretiren, auch von dem Wachtmeister Wolf ein Protokoll über ihr empörendes Betragen aufnehmen; doch ist bis jetzt, obgleich schon eine geraume Zeit vergangen ist, noch nicht das Mindeste in dieser Angelegenheit geschehen. Die Füsiliere gehörten Beide zu dem Bataillon, welches kürzlich in Spandau gelegen, und vom Könige so außerordentlich belobt wurde, wobei zugleich alle Schuld der neulich zwischen den Soldaten und Civilisten vorgefallenen Excesse auf die Bürger gewälzt wurde.

Ein Mord in Bromberg. Am 14. Mai Abends ereignete sich hier ein schau-

dererregender Vorfall. Ein Eisenbahnarbeiter, Namens Vogel aus Berlin, hatte längere Zeit mit einem Maurergefellen, Namens Fuß, in demselben Hause gelebt und mit dessen Schwester ein Liebesverhältniß angesponnen, das der Bruder nicht zugeben wollte. Oft war deshalb zwischen beiden Zank ausgebrochen, und der 2c. Fuß hatte sogar dem 1c. Vogel schon öfter in der Wuth die Fenster eingeschlagen. Letzterer ging nun vorgestern (Sonntag) aus, und mietete sich eine andere Wohnung, um dorthin mit der Schwester des Fuß nach der beabsichtigten Trauung hinzuziehen. Der Bruder, welcher dies erfahren hatte, suchte nun die Schwester, um sie für ihre Einwilligung in dies Verhältniß zu strafen, fand sie aber nicht, seine ganze Wuth richtete sich daher gegen den Bräutigam derselben. Als dieser nach Hause kam, lauerte er ihm im Finstern auf und überfiel ihn in Gemeinschaft mit zwei andern Eisenbahnarbeitern, die er für sich gewonnen hatte. Vom Wortwechsel kam es sehr bald zu Thätlichkeiten, und der 1c. Vogel erhielt 6 Messerstiche in den Leib, von denen einer tödtlich war, auch ward er so über den Kopf geschlagen, daß die Hirnschale zerplatzte, und er augenblicklich todt zu Boden fiel. Ein anderer ihm zu Hilfe geeilter Eisenbahnarbeiter, Namens Wenzki, erhielt ebenfalls einen Stich in den Arm. Als die Urheber des Todtschlags sind der 1c. Fuß und die beiden Eisenbahnarbeiter Graff und Rüstau polizeilich eingezogen worden. Der 1c. Fuß, ein schon mehrfach bestraftes Subject, hat sich heute, wahrscheinlich in Folge der Gewissensbisse, an der Thür seines Gefängnisses mit einigen von seinem Hemde abgerissenen Stücken Leinwand erhängt.

Kinkel ist nicht wieder nach Naugardt gebracht worden, wahrscheinlich weil er es dort in seinem elenden Zellengefängnisse am Spinnrade noch zu gut hatte. Man hat ihn in das Zuchthaus zu Spandau gebracht. Man hört behaupten, es wäre deshalb geschehen, weil man höheren Orts sehr ärgerlich sei über den großartigen Triumph, den der gefangene Mann in Köln erlebt, als er inmitten bewaffneter Wächter der dichtgedrängten Masse des Volks sichtbar wurde, daß man also durch diese Versetzung nach Spandau der öffentlichen Meinung am Rhein gewissermaßen Trost bieten wolle. Denn,

sagt man, in Naugardt hat bekanntlich Kinkel mancherlei Begünstigung genossen, der Director des dortigen Zuchthauses ist ein menschenfreundlicher Mann, der sich des Unglücklichen erbarmte und ihm daher Alles gestattete, was er nur irgend durfte. Ferner hat dort ein bedeutender Kaufmann, der den größten Theil der Sträflinge beschäftigt, viel dazu beigetragen, das Loos Kinkels zu erleichtern. Dem soll nun anders werden. Der Director des Zuchthauses zu Spandau ist ein sehr königlich gesinnter Mann, Feind aller Demokraten und von erprobter Strenge — der wird wahrscheinlich mit dem gefangenen Professor weniger Umstände machen und ihn nicht, wie das in Naugardt zuletzt geschah, mit Schreibereien, sondern gewiß mit der schweren Arbeit des Zuchthaussträflings beschäftigen. Die preussische Regierung scheint aber nicht daran zu denken, daß sie durch eine Vermehrung der Dualen des jetzt schon so hochgefeierten Kinkel seinen Märtyrerruhm nur erhöht.

Incognito. Der Präsident der französischen Republik besuchte im strengsten Incognito einen Wagenfabrikanten und erhandelte bei ihm einen Wagen. „Sagen Sie mir den äußersten Preis.“ — „Dreitausend Francs.“ — „Das ist nicht eben theuer.“ — „Gewiß nicht, mein Herr,“ rief der Verkäufer, „sehr billig; ich gebe Ihnen mein Wort, daß vor der Revolution, als noch nicht dieser Einfaltspinsel an der Spitze der Republik stand, dieser Wagen mit 6000 Francs bezahlt worden wäre.“ — „Mein Herr, ich bin dieser Einfaltspinsel, senden Sie Ihren Wagen gefälligst zum Elysée, mein Secretär wird Ihnen das Geld auszahlen.“ Louis Napoleon ging weg, und der Wagenbauer kratzte sich verlegen hinter den Ohren, murmelnd: „Ich bin eigentlich ein großer Esel!“

Sohnesliebe. „Die Mutter des 1. Tenoristen am Theater in Trapani war gestorben und der Sänger, untröstlich darüber, wollte nicht auftreten. Da riß man ihn durch Gend'armen aus seinem Schmerze und schleppte ihn auf die Scene. Als er aber an die Stelle in der Arie kam, wo es heißt: O bell' alma innamorata! stieß er sich mit einem Dolch in das Herz und wurde als Leiche von der Bühne getragen.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.